

Karl Rühmann
*Glasmurmeln,
ziegelrot*
Roman

rüffer & rub literatur

rüffer & rub literatur

Karl Rühmann
Glasmurmeln,
ziegelrot
Roman

Der Autor und der Verlag bedanken sich für die großzügige Unterstützung bei



Elisabeth Jenny-Stiftung

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

rüffer & rub literatur

Erste Auflage Herbst 2018

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Bildnachweis Umschlag:

© byunilho | pixabay.com

Bildnachweis Autorenporträt:

© Franz Noser

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: Schleipen Werkdruck, bläulichweiß, 90 g/m², 1.75



ISBN 978-3-906304-42-7

Der Autor dankt der Stadt Zürich für das Werkjahr, mit dem sie die Arbeit an diesem Buch gefördert hat.

Er dankt zudem der Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte für den Aufenthalt als Writer in Residence 2017 in Meran.

Das kleine Haus auf der Anhöhe, in dem das Kind mit seiner Mama wohnte, war mal ein Schloss mit dicken Mauern, mal eine schwebende Feenburg, dann wieder eine uneinnehmbare Festung aus in den Boden gerammten Baumstämmen, die von kriegsbeimalten Indianern vergeblich angegriffen wurde. Das Radio war ein Roboter, der sang oder Geschichten erzählte, meistens in Sprachen, die das Kind umso faszinierender fand, je fremder sie waren.

Mama spielte in vielen Geschichten mit. Sie war die Königin oder die Oberfee, der Ritter oder der Indianerhäuptling, manchmal das Pferd des Häuptlings, selten der Drache, kaum je die böse Kriegerin. Sie kannte unzählige Geschichten, und wenn dem Kind die eine oder andere Wende oder der Schluss nicht gefiel, zauberte sie mit leichter Hand einen anderen Verlauf herbei.

Einmal weckte sie das Kind und erzählte ihm unter Tränen, dass ein Mann namens Kennedy getötet worden sei. Das Kind war genauso traurig wie sie. Dieser Kennedy musste ein wichtiger Drachentöter oder Raumfahrer sein, auf jeden Fall ein Verbündeter, und es war schlimm, dass Mama und das Kind ihn verloren hatten. Und für den Fall, dass irgendwann wieder ein Kennedy getötet wurde und Mama Trost brauchte, wünschte sich das Kind eine Schwester als Verstärkung. Aber Schwestern kamen in kei-

ner Geschichte vor, und das Kind beschloss, Geduld zu haben.

Das Kind saß am liebsten unter dem Tisch, im Bunker tief unter der Erde, im kleinen Boot weit draußen im Ozean, im Raumschiff mit vielen Fenstern, aber ohne Türen. Niemand konnte zu ihm herein, nicht die Königin und auch nicht die Oberfee.

Immer wieder kamen Männer ins kleine Haus. Sie trugen Schnurrbärte und Hüte, und sie stellten Mama seltsame Fragen, manchmal in der Sprache, die das Kind mit ihr teilte, manchmal in jener, in der alle anderen redeten. Wenn sie wieder gegangen waren, hatte Mama kalte Hände und ihre Gutenachtgeschichten waren sehr kurz.

Das Kind beschloss, die Sprache der Männer nicht zu verstehen, das war einfach. Dann stellte es sich vor, ihre Sprache doch zu verstehen, aber es versah ihre Wörter mit neuen Bedeutungen. »Pflicht« hieß in Wirklichkeit »Fahrrad«, weil es so schnell und schnittig klang. »Asyl« war ein besonders leckeres Eis, das einem, wenn man zu langsam war, über die Finger rann. »Zugeständnis« konnte nur ein Zug sein, der immer wieder stehen blieb. »Verhaften« war eigentlich »verwöhnen«, und »wegbringen« hieß »beschenken«. Immer wieder sprachen die Männer das Wort »zwecklos« aus, und das Kind beschloss, dass dies eigentlich »ziegelrot« hieß, seine Lieblingsfarbe.

Das Kind erfand immer neue Bedeutungen, und nun freute es sich fast auf die schnauzbärtigen Män-

ner. Nur Mama kriegte nach den Besuchen immer noch kalte Hände, und ihre Geschichten wurden von Mal zu Mal kürzer.

Einmal kamen die Männer sehr früh und hämmerten gegen die Tür. Sie sagten, das Kind und seine Mama würden verwöhnt, dann beschenkt. Danach sagten sie nichts mehr, und das Kind musste sich ihre Worte selber denken und ein neues Spiel anfangen. Eines, das von da an ohne Mama auskommen musste.

2

Das Kind wurde in ein großes Haus gebracht, in ein Schloss mit hochgeklappten Falltüren, die sich nur von außen öffnen ließen. Die anderen Kinder schauten stumm zu, wie dem Kind ein Bett zugewiesen und ein blauer Kittel in die Hand gedrückt wurde, der Harnisch, das Kettenhemd, das gleiche, wie es alle anderen Ritter trugen. Sie sprachen die Sprache der schnauzbärtigen Männer, jene, die das Kind auch dann schlecht verstand, wenn es sie gut verstehen wollte. Das Kind sah sich nach einem Tisch um. Es fand keinen, der weit genug vom Ufer und tief genug unter der Erde gewesen wäre. Ein anderer Ritter im blauen Kettenhemd kam hinzu, schlug dem Kind kurz ins Gesicht und ließ es stehen.

Mit der Zeit verstand das Kind immer besser, was es verstehen wollte, und es wurde immer seltener von den anderen Rittern geschlagen. Die Schlossherrin, eine böse Zauberin mit unruhigen Augen und schweren Händen, stellte das Kind immer wieder auf die Probe und ärgerte sich, wenn es den Test im Knien auf Maiskörnern oder den Ohrfeigetest ohne Tränen und ohne Klagen bestand. Sie mochte es nicht, wenn das Kind etwas in seiner Sprache sagte, in der es mit Mama gesprochen hatte. Alles, was das Kind in dieser Sprache sagte, war ein Zauberspruch, mit dem es der Schlossherrin Angst machen konnte. Im Gegenzug versuchte sie, dem Kind Angst zu machen, aber es gelang ihr nicht.

Der kleine Ritter lernte, dass es wichtig war, Worte zu haben, die von anderen nicht verstanden wurden. Dank seinen Zaubersprüchen war er in jeder Geschichte unbesiegbar.

3

Eines Tages kamen andere schnauzbärtige Männer und holten das Kind ab. Die Schlossherrin wollte sich verabschieden und redete auf das Kind ein. Aber das Kind hatte beschlossen, ihre Worte und auch jene der schnauzbärtigen Männer nicht zu verstehen. Draußen wartete ein Auto. Das Kind musste sich hinten zwischen die beiden Männer setzen und

seine Tasche auf den Schoß nehmen. Es schloss die Augen und sah zu, wie die schwere Kutsche über den Waldweg schaukelte, vorbei an keulenschwingenden Räubern, die es nicht wagten anzugreifen, vorbei an verschwitzten Bauern, die nur zu gern gewusst hätten, welcher berühmte Edelmann in der großen Kutsche saß, und vorbei an dunklen Drachenhöhlen, aus denen dünne Rauchschwaden aufstiegen und sich oben in den Baumwipfeln auflösten. Das Kind hatte keine Angst. Es hatte genug geheime Worte und Geschichten und konnte mit jedem fertig werden, der sie nicht verstand.

Die Kutsche holperte eine Weile auf immer schmaleren Wegen. Schließlich bog sie ächzend auf einen Hof ein und kam zum Stehen.

Die beiden Männer und der Fahrer stiegen aus und befahlen dem Kind, im Auto zu bleiben. Sie verschwanden in einem kleinen Haus aus ziegelroten Backsteinen. Irgendwo bellte laut ein Hund. Auf der Dachrinne drängten sich gurrend unzählige Tauben. Die Männer kamen lange nicht zurück. Das Kind schloss die Augen und versuchte, aus Gerüchen und aus dem Ticken des sich abkühlenden Metalls eine neue Geschichte zu knüpfen. Es kurbelte das Fenster herunter und ließ noch ein paar Gerüche und Geräusche mehr ins Auto herein. Dann legte sich das Kind auf den Rücksitz und machte die Augen auf. Durch die hintere Fensterscheibe sah es die Wolken. Sie zogen langsam wie Segelschiffe vorbei. Wer saß wohl

darin und richtete die Segel aus? Die Engel? Eben wurde eine Wolke von einer anderen überholt. Veranstalteten die Engel ein langsames Rennen? Das Kind fand die Vorstellung lustig und überlegte, ob man eigentlich über die Engel lachen durfte.

Plötzlich schob sich ein Gesicht ins Fenster, und die Segelschiffe verschwanden. Das Gesicht gehörte einer alten Frau. Sie hatte eine große Nase, zwei kleine Augen und tiefe Furchen um den Mund. Sie trug ihre weißen, langen Haare offen. In ihrem Mundwinkel hing eine Zigarette. Die Frau zog schwach daran, paffte ein paar Rauchwolken in die Luft, dann lächelte sie zuerst mit den Augen, dann mit dem Mund. Sie richtete sich auf und öffnete die Tür. Das Kind stieg aus dem Auto und ging an den Männern vorbei. Die alte Frau legte ihm die Hand auf die Schulter. Mit einer Kopfbewegung wies sie auf das kleine ziegelrote Haus. Das Kind folgte ihr, ohne sich umzusehen.

Im Hauseingang war es dunkel und es roch nach altem Holz und frischer Seife. Die Frau öffnete eine weitere Tür und sie betraten ein kleines Zimmer, in dem ein Tisch, eine Bank, ein gelblicher Schrank, ein Holzofen und eine große Holzkiste standen. Auf deren Deckel lag ein Lammfell. Das Kind setzte sich darauf und befühlte das Fell mit den Fingern. Draußen wendete das Auto umständlich, dann fuhr es weg.

Die Frau ging hinaus. Als sie wieder hereinkam, trug sie einen Hammer und einen Nagel in der Hand. Sie gab beides dem Kind und bedeutete ihm mit einer

Handbewegung, es solle aufstehen. Dann öffnete sie die Kiste, auf der das Kind gesessen hatte, nahm ein Stück Holz heraus und legte es auf den Boden. Das Kind ging in die Hocke, hielt den Nagel ans Holz und schlug mit dem Hammer darauf, zuerst vorsichtig, dann immer stärker. Als der Nagel fast zur Hälfte im Holz war, begann er sich leicht zu verbiegen. Das Kind schlug noch einmal drauf, dann legte es den Hammer weg. Die Frau nahm ein Stück Schnur aus der Schürzentasche und band das eine Ende um den Nagel. Das andere drückte sie dem Kind in die Hand.

»Dein Pferd«, sagte sie in der fremden Sprache, aber das Kind beschloss, sie zu verstehen. Es nahm das Pferd und zog es hinter sich her, hinaus, auf die Weide.

Die Großmutter kam später nach. Wir setzten uns ins Gras und schauten stumm dem Pferd beim Gras zu.

4

Das Pferd bekam den Namen Roy, wie der Held eines Comic-Bandes, den ich in Großmutter's Haus entdeckt hatte und nach zwei Wochen auswendig kannte. Roy und ich ritten oft aus, meistens quer über die Wiese, die Prärie, und über den Bach, der eigentlich Rio Grande hieß und die Grenze zu Mexiko markierte. In Mexiko war ein großer Wald, und da

durften wir nur mit der Großmutter hinein, denn da trieben sich bärtige Männer herum, denen nicht zu trauen war. Großmutter, unser Ranger und Sheriff und Indianerhäuptling, warnte immer wieder vor ihnen, den Hipsies, wie sie sagte. Man erzählte sich, dass sie lange Bärte trugen, sich nicht wuschen und dicke Zigaretten rauchten, von denen man komisch im Kopf wurde. Ich stellte mir vor, wie sie sich in den Baumkronen versteckt hielten oder wie Zecken in den laubgefüllten Senken, und wie sie ahnungslosen Cowboys und deren Pferden auflauerten, wenn diese mal leichtsinnig genug waren, ohne Großmutter in den Wald zu gehen.

Roy und ich wagten uns immer nur bis ans Ufer des Rio Grande, wo wir Mexiko vermuteten, setzten uns ins Gras und beobachteten den Wald. Wir hofften, irgendwo einen Hipsie zu sehen, vielleicht oben im Baum, von wo aus er nach Cowboys ohne Großmutter Ausschau hielt und dabei seine dicke Zigarette rauchte. Am liebsten ritten wir in der Dämmerung hin, denn da hätte es sein können, dass die Zigaretteglut den Hipsie verrät. Aber wir konnten keinen entdecken, so sehr wir uns auch anstrebten. Darum stellten wir uns vor, wie ein ganz besonders bärtiger, schmutziger und durchgeknallter Hipsie auf seinem Baum saß und uns beobachtete. Er wollte wohl sicher sein, dass die Großmutter nicht in der Nähe war. Es war völlig klar, dass er Angst vor unserer Großmutter haben musste, denn sie war die

stärkste Großmutter der Welt, und wenn sie einen Revolver gehabt hätte, wäre niemand im ganzen Westen schneller als sie gewesen.

Auch mein Großvater nicht. Er hatte auch Angst vor der Großmutter und hätte es nie gewagt, sie herauszufordern. Nur wenn er getrunken hatte, getraute er sich laut zu reden, und wenn er viel getrunken hatte, konnte es vorkommen, dass er die Großmutter anbrüllte. Sie lachte dann nur und nannte ihn einen alten Trottel, worauf er schimpfend hinausstürzte und die Türe hinter sich zuschlug. Wir wussten, dass er nun von Haus zu Haus gehen und überall nach Wein oder Schnaps verlangen würde. Wenn wir wieder allein waren, drückte mich die Großmutter an sich und hielt mich ganz fest, so als müsste sie mich vor etwas beschützen, wovon nur sie wusste, dass es da war.

5

Die Großmutter erzählte mir von ihrem Lieblingsbruder Stevo und seinem Traum:

»Wenn man klein ist, hat man große Träume, viel größer als man selbst und als der größte Baum, auf den man je geklettert ist. Wenn man wächst, werden die Träume kleiner, und dann rutschen sie hinter die Kommode oder unters Bett, oder sie rollen ins Mauselloch, oder jemand steht darauf, ohne es zu bemerken. Als mein Bruder Stevo und ich noch Kin-

der waren, spielten wir oft zusammen. Er war gut im Baumklettern. Ich blieb unten und sah ihm zu, wie er sich geschickt wie ein Affe von Ast zu Ast zog, in der Krone verschwand, dann wieder auftauchte, verschwand, um oben wieder hervorzukommen und mir lachend zuzuwinken. Er stellte sich auf den obersten Ast, schirmte die Augen mit der flachen Hand ab und sah in die Ferne.

›Siehst du das Meer?‹, rief ich ihm von unten zu.

›Oh ja, ganz deutlich.‹

›Wie ist es?‹

Er lachte. ›Blau und endlos. Die Wellen tragen weiße Kronen, die an den Schiffsseiten zerschellen. Hörst du es nicht?‹

Ich schloss die Augen und horchte angestrengt in die Richtung, in die er zeigte. Nach kurzer Zeit verwandelte sich das Blätterrascheln in den Wellenschlag, aus Spatzen wurden Möwen, und die Luft roch nicht mehr nach frisch gemähtem Gras, sondern nach heißen Klippen und nach Salz.

›Siehst du ein Land?‹, fragte ich und sah zu Stevo hinauf.

›Ja, klar‹, lachte er. ›Eine Insel. Da machen wir halt, essen mit den Eingeborenen Nusskuchen und trinken Schokolade, dann segeln wir am nächsten Tag weiter.‹

›Nach Amerika?‹, fragte ich.

›Nach Amerika‹, sagte Stevo und winkte jemandem zu, den nur er sehen konnte.«

6

An einem Vormittag stand eine Frau in der kleinen Küche. Sie beugte sich leicht vor, legte die Hände auf ihre Oberschenkel und lächelte das Kind an. Das Kind stellte sich schützend vor sein Pferd und wickelte die Schnur fester um die Hand. Die Frau war klein, sie hatte einen grünen Rock und eine Jacke mit sehr großen Knöpfen an. Bestimmt war sie eine Fee, aber das Kind konnte sich nicht entscheiden, ob sie gut oder böse war. Es stellte sich kurz auf die Zehenspitzen, um ihre Jacke besser zu sehen. Auf ihrem Oberarm lag ein wenig ziegelroter Staub. Ist sie durch die Mauer hereingeschwebt? Durch ziegelrote Mauern konnten nur gute Feen schweben, dachte das Kind und lockerte ein wenig die Schnur. Die Fee kam näher und legte ihm die Hand auf die Wange. Sie roch gut, fand das Kind, und ihre Hand war warm. Das Kind fragte sich, ob das wirklich Tränen waren, was es in ihren Augen sah. Vielleicht war es einfach nur die Sonne, die durch das winzige Fenster hereinfiel.

Die Großmutter kam herein, ihr Schatten fiel auf die Fee.

›Weißt du, wer ich bin?‹, sagte die Fee. ›Ich bin deine Mama.«

Das Kind verstand nicht. Sie sprach nicht in der Mamasprache, sie sah anders aus. Aber sie hatte ziegelroten Staub auf dem Oberarm, das genügte.

›Das ist mein Pferd‹, sagte ich und zeigte auf Roy.